

diesem Schicksal zu entgehen. Wie sich dieser Druck dennoch auch auf sie auswirkte und wie sie darauf reagierten, das untersucht die Studie am Beispiel von Ungarn, einem der Zentren ihrer Tätigkeit.

Der Piaristenorden war eine Gründung des frühen 17. Jahrhunderts, entstanden aus einer kostenfreien Armenschule, die der spanische Kleriker Joseph von Calasanz in Rom gegründet hatte. Die dort entstandene Kongregation wurde von Papst Gregor XV. 1621 zu einem Orden erhoben, der sich in der Folgezeit auch in andere Länder Europas verbreitete. Die erste Niederlassung nördlich der Alpen wurde schon 1631 im mährischen Nikolsburg gegründet, mit dem Ordenshaus in Rastatt fasste er 1715 auch im südwestdeutschen Raum Fuß, weitere Gründungen erfolgten hier u. a. in Kempten, Donaueschingen, Wallerstein und Günzburg. Von Beginn an standen die Piaristen als ausgeprägter Schulorden im Gegensatz zu den im selben Bereich tätigen Jesuiten, die im Vergleich als der reichere Orden galten, wohingegen die Piaristen aber den Ruf hatten, den Naturwissenschaften aufgeschlossener gegenüberzustehen und weniger dogmatisch zu sein.

Die erste Niederlassung der Piaristen in Ungarn entstand 1642 in der (damals allerdings noch unter polnischer Verwaltung stehenden) Zips, gegründet von Ordensleuten, die vor den Wirren des Dreißigjährigen Krieges aus Schlesien geflüchtet waren. Bis zur Gründung einer eigenen ungarischen Ordensprovinz beschränkten sich die Niederlassungen des Ordens auf den nördlichen Landesteil (heutige Slowakei), erst allmählich breitete sich der Orden auch in die südlichen, ehemals türkischen Teile Ungarns aus. Auffällig ist dabei, dass die Piaristen in Ungarn ausschließlich Gymnasien gründeten und unterhielten, während sie sich von ihrer ursprünglichen Konzeption her eher im Elementarschulwesen engagiert hatten.

In ihrer ausführlichen, mit Abbildungen, Karten und Tabellen angereicherten Darstellung zeigt die Autorin, wie sich die durch die Reforminitiativen von staatlicher Seite geschaffenen neuen Rahmenbedingungen auf die Ordensgemeinschaft auswirkten. Sie beschreibt den ab der Mitte des 18. Jahrhunderts auftretenden neuen Typus des „geistlichen bürgerlichen Gelehrten“, der sich nach außen hin nicht mehr ohne weiteres erkennbar als Ordensgeistlicher präsentierte, ohne deshalb seine Bindungen zum Orden zu lösen. Wegen seiner Aufgeschlossenheit einer gemäßigten Aufklärung gegenüber bot sich der Piaristenorden unter der Regierung von Maria Theresia als Partner für die reformfreundige Regierung in Wien an und entging damit – im Gegensatz zu den Jesuiten – seiner Auflösung. Die Politik Josephs II. dagegen destabilisierte auch den Piaristenorden und versetzte ihn bis zum Ende des Jahrhunderts in eine „mehr als desolate Lage“. Einen ausschlaggebenden Grund für sein Weiterbestehen sieht die Autorin in seiner schlechten Finanzlage. Die von Joseph II. geplante Umformung zu einer „Pflanzschule“ für künftige Lehrer hätte aus dem Vermögen der Piaristen nicht finanziert werden können, eine gänzliche Aufhebung hätte sich für den Staat nicht gelohnt. So konnten die Piaristen, wenn auch eingeschränkt, auch unter Josephs II. Nachfolgern im 19. Jahrhundert ihre schulische Tätigkeit in Ungarn und in der übrigen Donaumonarchie fortsetzen.

Franz Maier

Matthias MÄRKLE, Jüdische Studenten an der Universität Tübingen 1807 bis 1871 (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte 23), Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2013. 256 S., zahlr. s/w Abb. ISBN 978-3-7995-5523-4. Geb. € 24,90

Die vorliegende prosopographische Studie stellt die überarbeitete und erweiterte Fassung einer 2010 an der Universität Tübingen eingereichten und von Wilfried Setzler betreuten

Magisterarbeit dar; sie knüpft an ältere einschlägige Forschungen (u. a. von Monika Richarz, Benigna Schönhagen und Hans-Joachim Lang) an und führt diese umsichtig weiter. Weil die Tübinger Universitätsmatrikel Angaben über die Konfessions- bzw. Religionszugehörigkeit der Studenten erst ab dem Sommersemester 1910 enthält, war der Verfasser darauf verwiesen, bei Durchsicht der Überlieferung für alle in Tübingen während des Untersuchungszeitraums immatrikulierten Studenten allein anhand der Namen und verschiedentlich auch der Heimatorte eine Zugehörigkeit zum Judentum bzw. (bei Konvertiten) eine jüdische Herkunft der Studenten zu ermitteln. Unsicherheiten hinsichtlich der Vollständigkeit bleiben somit zu gewärtigen. Immerhin konnte eine korrekte Zuweisung der identifizierten Personen zum Judentum in den meisten Fällen durch anderweitige Belege – z. B. bei Studienaufenthalten auch an anderen Universitäten aufgrund der dortigen mit Angaben zur Religionszugehörigkeit versehenen Matrikel, durch die seit 1808 in Württemberg geführten jüdischen Personenstandsregister oder durch überlieferte Leichenpredigten – gesichert werden. Neben dem hier genannten Quellenmaterial wurden auch die gemäß Bundestagsbeschluss seit 1835 geführten Studentenakten sowie die im Staatsarchiv Ludwigsburg verwahrten Akten der Israelitischen Oberkirchenbehörde für die Untersuchung herangezogen.

Insgesamt konnte der Verfasser auf diese Weise 148 Studenten jüdischer Herkunft ermitteln, die zwischen 1807 und 1871 an der Universität Tübingen immatrikuliert waren. Die S. 113–216 beigegebenen „Biographischen Notizen“ enthalten jedoch 149 Namen, weil mit Benjamin Brandeburger aus Berlin hier auch ein Medizinstudent des 18. Jahrhunderts, dessen Zugehörigkeit zum Judentum als erwiesen gelten darf (vgl. hierzu den Exkurs S. 217), Aufnahme fand. Unter den im Untersuchungszeitraum durchschnittlich 770 an der Eberhard-Karls-Universität immatrikulierten Studenten fanden sich somit gleichzeitig nie mehr als fünf oder sechs, die dem Judentum entstammten. Das war – auch im Vergleich mit anderen Universitäten wie etwa Heidelberg – ein verschwindend geringer Prozentsatz. Der Verfasser macht dafür in erster Linie das Fehlen einer Infrastruktur für Juden in Tübingen verantwortlich. Seit Gründung der Universität 1477 gab es dort – ebenso wie seit 1492/98 im ganzen Herzogtum Württemberg – überhaupt keine Juden mehr. Die erste Bürgerannahme eines Juden in Tübingen erfolgte erst 1850. Wollten hier immatrikulierte jüdische Studenten bis zum Ende des 19. Jahrhunderts eine Synagoge aufsuchen oder koschere Kost erlangen, mussten sie sich in das etwa eine Stunde Fußweg von Tübingen entfernte, ehemals reichsritterschaftliche Dorf Wankheim begeben. Immerhin begegneten jüdische Studenten in Tübingen zumindest bis 1871 kaum irgendwo ausgeprägtem Vorurteil – weder bei den Kommilitonen noch im Kreise der Professorenschaft, wo der Verfasser mit dem Theologen Gottlieb Friedrich Jäger (1783–1843) nur einen Hochschullehrer ausmachen kann, der das Promotionsgesuch eines jüdischen Studenten wohl in erster Linie aus antijüdischem Ressentiment mehrfach hartnäckig abwies.

Eine deutliche Zunahme der Immatrikulation von Juden zeigte sich erst ab 1832; ab 1857 kamen vermehrt Juden auch von jenseits der Grenzen Württembergs nach Tübingen (zur Herkunft der jüdischen Studenten vgl. die instruktiven Karten S. 240 ff.). Unter den von Juden bevorzugten Fächern überwogen – wenig überraschend – Medizin (ca. 38%) und Jura (ca. 36%) sowie Mosaische Theologie (ca. 18%), derweil sich zum Studium der Natur- wie der Kameralwissenschaften ebenso wie dem der Philosophie oder Philologie nur ganz wenige Juden einschreiben ließen. Bei den Celebritäten unter den jüdischen Studenten ragten der Jurist Marum Samuel Mayer (1797–1862), der es (freilich erst nach seiner 1834 erfolgten Konversion zum Luthertum) 1849/50 bis zum Rektor der Universität Tübingen brachte, sowie

der in seinem späteren Leben höchst populäre Schriftsteller Berthold Auerbach (1812–1882) hervor.

Mit seiner eingehenden Untersuchung auch des sozialen Umfelds der jüdischen Studenten – der Finanzierung ihres Studiums etwa, ihrer Mitgliedschaft in Studentenverbindungen, ihrem religiösen Leben sowie ihren Beziehungen zu den Professoren – ist Märkles Studie auch ein wertvoller Beitrag zur Sozialgeschichte der Universität Tübingen wie der des Judentums im Königreich Württemberg vor der Reichsgründung überhaupt.

Klaus-Jürgen Matz

Stefan WARTHMAN, *Die katholische Tübinger Schule, Zur Geschichte ihrer Wahrnehmung* (Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 75), Stuttgart: Franz Steiner 2011. XI + 639 S. ISBN 978-3-515-09856-4. Geb. € 94,-

Bücher quer oder gar vom Ende her zu lesen, mag nicht immer eine kluge Entscheidung sein. Insbesondere bei fiktionaler Literatur wie etwa spannenden Kriminalromanen bringt man sich selbst um einen wesentlichen Teil des Vergnügens, wenn man weiß, wie die Geschichte ausgeht, ehe man sie gelesen hat. Anders sieht es hingegen oftmals bei wissenschaftlicher Literatur aus. Jeder, der sich von Berufs wegen regelmäßig durch mehr oder minder hohe Stapel von mitunter sehr umfangreichen gelehrten Werken hindurcharbeiten muss, wird sich zumindest hin und wieder gezielt einzelne Abschnitte oder Kapitel herauspicken oder gleich hinten anfangen, getragen von der Hoffnung, auf diese Weise rasch herausfinden zu können, ob sich die genauere Lektüre lohnen wird. Hierbei freilich kann man bisweilen erstaunliche Entdeckungen machen, die keineswegs sofort zum erhofften Ziel führen müssen. Wie etwa soll man reagieren, wenn man im vorliegenden Werk auf der vorletzten Seite auf die Formulierung stößt: „Unabhängig davon, ob es die katholische Tübinger Schule gibt ...“ (S. 582)? Soll man es kopfschüttelnd beiseite legen und sich allenfalls fragen, was denn von einer umfangreichen Arbeit – entstanden nach jahrelangem Theologiestudium als Dissertation – halten soll, die die Existenz ihres Untersuchungsgegenstands – und damit womöglich gleich auch noch ihre eigene Berechtigung? – gewissermaßen in Frage stellt? Die ungleich bessere Entscheidung wäre es jedoch, das Buch nun gerade erst recht gründlicher zu lesen, wobei das sich über sechs Seiten erstreckende, sehr detaillierte Inhaltsverzeichnis, das Ortsregister (S. 621–625) und das umfangreiche Personenregister (S. 626–639) gute Hilfestellung leisten.

Warthmann stellt übrigens die Existenz einer „katholischen Tübinger Schule“ keineswegs grundsätzlich in Abrede, denn allein die Tatsache, dass und wie umfassend sie in der deutschen, französischen, italienischen, englischen und spanischen Theologie als solche wahrgenommen worden ist, zeigt, dass es sie gibt. Allerdings, und dies thematisiert Warthmann gleich zu Beginn (S. 28 ff.), ist der Begriff „Schule“ für die in Tübingen betriebene katholische Theologie nicht unproblematisch, kann sie doch mit Rudolf Reinhardt und anderen als „begriffliches Konstrukt“ gesehen werden, „für das es im Bereich der Wirklichkeit keine Entsprechung“ gibt (S. 28). Allein dass ihr eine „einheitliche inhaltliche Ausrichtung“ fehle (S. 29), spreche laut Reinhardt gegen ihre tatsächliche Existenz. Eine spannende Frage, gewiss, doch für ein derart umfangreiches Werk wohl keine hinreichend tragfähige Konstruktion. In der Tat ist das eigentlich Interessante – und den weitaus größten Teil der Arbeit einnehmende – die inhaltliche Auseinandersetzung mit der sehr ertragreichen wissenschaftlichen Ernte, die jene Theologen und Philosophen eingefahren haben, die zur „Tübinger Schule“